

## DIASPORA: ALTE HERAUSFORDERUNGEN – NEUE DYNAMIK?

### I.

Die Debatte um den Begriff Diaspora und ihre Realität ist in vollem Gange. Sie reicht weit zurück direkt in die nachexilische Periode des Volkes Israel, hat aber im Lauf der Zeit verschiedene und immer wieder andere Formen gefunden, die auch jetzt mit den tiefen Veränderungen unserer modernen Gesellschaft neu durchdacht werden müssen. Zu Beginn unseres Jahrhunderts wurde in Europa der Begriff Diaspora hauptsächlich im Rahmen kultureller und soziologischer Wirklichkeiten verstanden. In der Diaspora zu leben war schwer, nicht nur weil man eine konfessionelle Minderheit vertrat, sondern weil dieser Glaube sich kulturell, ethisch und soziologisch oft anders ausdrückte als derjenige der im Gastland lebenden Mehrheit. Heute entdeckt der Christ – sogar in sogenannten großen Volkskirchen in einer Mehrheitssituation – die Schwierigkeit, seinen Glauben im kulturellen Milieu, in dem er lebt, positiv und konkret zu gestalten. Das säkularisierte, oft kirchliche fremde Umfeld bedeutet jetzt eine Herausforderung für alle, die sich zu Christus bekennen, welches auch ihr konfessioneller Status sei. Daher wird die Diaspora heute viel stärker mit Mission verbunden und in einen ökumenischen Kontext gestellt.

1. Seit langem schon stellen wir fest, daß die Kirche in eine neue Epoche getreten ist, die grundsätzliche Fragen stellt. Und doch leben noch viel zu viele Christen unter dem Zeichen des alten konstantinischen Zeitalters, das die letzten zwei Jahrtausende geprägt hat. Wir hängen an alten Realitäten, die für die heutige Analyse schon lange nicht mehr ausschlaggebend sind. Dies ist auch in der Diaspora-Debatte festzustellen. Die sogenannten romanischen oder lateinischen Länder Europas befinden sich in einer besonderen Situation, die der neuen Lage vieler Christen ähnlicher ist, weil ihre Diaspora schon lange ein radikales Element enthält. Der Protestantismus konnte sich nach der Gegenreformation dort nur noch in wenigen abgelegenen Tälern aufrecht erhalten und mußte sich gegen feindliche Kräfte behaupten. Oder er ist im letzten Jahrhundert durch von außen kommende Missionstätigkeiten neu erstanden. Die Diaspora wird hier nicht mit einer starken Heimatkirche verglichen, und der Abstand zwischen dem kleinen Häuflein und der großen, gewöhnlich römisch-katholischen Kirche bleibt

schwer überbrückbar. Aber selbst da denkt man immer noch in Kategorien einer christlichen Kirche, die sich seit Konstantin stark ausgebildet hat, um sich im Mittelalter oft mit der weltlichen Gesellschaft zu identifizieren. Dies umso mehr, als die katholische Kirche an diesem Corpus Christianum heute noch festhält! Man spricht deshalb noch von der Christenheit und vom christlichen Abendland. Daß die Spaltung im 11. Jahrhundert zwischen Konstantinopel und Rom – so wie die Reformation im 16. Jahrhundert und die Gegenreformation – diese Einheit schon lange zerstört haben, ändert nichts an dieser Tatsache. Die Reformationsbewegung hat dem König und Fürsten die Wahl und Ordnung in religiösen Fragen überlassen. Kultur und Religion waren aufs engste miteinander verbunden. Hier hat sich nun Grundsätzliches verändert. Man versteht, daß das 6. Europäische Bischofssymposium (Rom, 7.–10. Oktober 1985) als Thema „Säkularisierung und Evangelisation in Europa heute“ wählte. Kardinal Basil Hume verlangte in seiner Schlußansprache eine „zweite Evangelisierung Europas“. Er erklärte: „Das Evangelium muß aber dazu beisteuern, daß die Kultur sich strukturiert und verfeinert, um eine Zivilisation der Liebe herzustellen, wo die Personen Vorrang haben vor den Dingen, die Ethik vor der Technik, das Sein vor dem Haben, und das Vergeben vor dem Recht.“ Es geht also weiterhin darum, seinen Glauben innerhalb der modernen Gesellschaft und ihrer Kultur zu leben, aber in einer ganz anderen Weise als früher, wo Thron und Altar zu eng miteinander verbunden waren oder sich nur bekriegt. In einer heutigen Diasporadebatte muß dies in Betracht gezogen werden, besonders wenn man mit westlichen Maßstäben diese konstantinische Vergangenheit, die noch sehr stark vorhanden ist, an einer osteuropäischen Lage beurteilt, die in einem sozialistischen Kontext ganz anders geworden ist.

2. Man betrachte die Entwicklung der theologischen Diskussion innerhalb des Ökumenischen Rates der Kirchen seit Neu-Delhi 1961. Sie hat Wurzeln geschlagen in der Debatte über die Begriffe von Mission und Evangelisation in Bangkok, Melbourne und Vancouver. Von der Diaspora war nur sekundär die Rede – aber als die sich normalisierende Situation der Christen. Man erinnere sich daran, daß der Ökumenische Rat schon im Jahre 1956 eine Zeitschrift herausgab mit dem Titel „Die Gemeinschaft der Zerstreuten“, ein Ausdruck, der durch Melancthon als paradoxe Definition der Kirche gekennzeichnet worden war. In der Erklärung des Titels stand, daß die christliche Diaspora auf der ganzen Erde zerstreut sei, um die Welt auf das zweite Kommen Christi vorzubereiten. Hinzugefügt wurde, daß eine solche Gemeinschaft der Zerstreuten nur durch Laien wirklich vertreten werden könne. In den sechziger Jahren führte dann die Diskussion zu der Studie „Kirche für die Anderen“. Sie ging von der Wirklichkeit der

Säkularisierung Europas aus und forderte die Christen dazu auf, bewußt die moderne Gesellschaft mit dem „Salz des Evangeliums“ zu durchdringen. Als Folge dieser Diskussion kam die Studie über die „missionarische Struktur der Gemeinde“. Für die Diasporakirchen in Südeuropa führte dies zu lebhaften Diskussionen, weil es auch um das Überleben dieser kleinen Gemeinschaften ging. In der DDR wurde diese Debatte mit großem Interesse verfolgt und man nahm auch an ihr teil. In den traditionellen, sogenannten geographischen Diasporagebieten stieß man auf eine Mentalität, die mit den alten historischen Strukturen aufs engste verbunden war und die es schwer hatte, neue Begriffe anzunehmen und umzusetzen. Man betonte gewöhnlich, daß jede Diaspora ihre Eigentümlichkeiten besitze, daß eine Fallstudie nicht notwendigerweise hilfreich für andere sein müsse. Bei Schlußfolgerungen verallgemeinert man aber dennoch Überlegungen, die sich nur auf die eigene besondere Situation beziehen. Doch die eigentliche Schwierigkeit liegt nicht hier, sondern eher in der Notwendigkeit, die verschiedenen Probleme deutlich voneinander abzugrenzen.

Als Beispiel dieser noch nicht überwundenen Schwierigkeit, sich von der herkömmlichen konstantinischen Prägung zu trennen, kann man die besondere Identifizierung von Diaspora und Minderheit anführen. Natürlich sind beide miteinander verflochten. Dadurch aber werden Überlegungen bezüglich der Diaspora gleich in Zusammenhang mit Schrumpfung und Verminderung gesehen. Diaspora wird mit Schwäche, kleinen Zahlen, kleiner Schar, eventuell sogar mit Verfolgungen identifiziert. Sie wird also entweder mit einer Vergangenheit, die schöner und mächtiger war, verglichen oder mit einer Heimatkirche, die sich noch in einer bevorzugten Lage befindet. Die katholische Mentalität fördert ein solches Verhalten ebenfalls. Um ein französisches Beispiel zu nennen, sei an das explosive Buch von Godin und Daniel „La France, pays de mission?“ („Frankreich, Missionsland?“), das 1943 erschienen ist, erinnert. Nur wenige Franzosen wollten damals diese Realität akzeptieren. Frankreich war doch ein christliches Land, ein katholisches; die meisten Bürger sind getaufte Christen. Nun wurde behauptet, dies sei nur eine Fassade! Dreißig Jahre später veröffentlichten Michel de Certau und Jean-Marie Domenach eine neue, ähnliche Beschreibung unserer Situation mit dem Titel „Le Christianisme éclaté“ („Das gesprengte Christentum“), das die eigentliche Diasporasituation eines sogenannten katholischen Landes bestens trifft. Das geschieht immer mit einem negativen Unterton des Bedauerns. Die Kirche hat jahrhundertlang eine vorherrschende Rolle eingenommen. Ist es positiv zu bewerten, wenn sie jetzt einen bescheideneren Platz einnimmt, weniger mit den Mächtigen verbunden ist und nicht mehr für alle Christen sprechen kann? Michel de Certau beschreibt die neue Lage eher pessimistisch. „Die christliche Institution zer-

fällt wie ein verlassenes Haus: Gläubige fliehen durch die Fenster, neue Nutznießer kommen durch alle Türen herein. Der Ort selber wird Schauplatz der verschiedensten Bewegungen. Man benützt ihn zu den verschiedensten Zwecken. Er bezieht sich nicht mehr auf ein besonderes Ziel und deutet auch nicht mehr auf einen besonderen Glauben“ (S. 11 f.). Um eine fruchtbare Diskussion zu erreichen, muß die Diasporasituation tatsächlich konkret und realistisch in ihrer politischen, wirtschaftlichen und religiösen Entwicklung beschrieben werden – so objektiv wie möglich. Neu dabei ist, daß eine solche Diskussion heute immer eine missionarische Dimension enthält. Es geht nicht darum, die alten Diasporagebiete und -gruppen einfach zu verteidigen – es muß ihnen geholfen werden, im Hinblick auf eine lebensfähige Zukunft. Neu ist, daß auch die Diaspora heute nur da eine Berechtigung hat, wo sie eine missionarische Ausrichtung hat, die natürlich verschiedenen ausgeprägt sein kann. In der ökumenischen Debatte wird immer unterstrichen, daß das Bestehen und die Ausbreitung der Kirche nicht dazu dient, sich selbst fortzupflanzen, sondern das Shalom zu verwirklichen. Das eben, weil die Kirche nicht für sich selbst da ist, sondern das kommende Reich antizipieren und vorbereiten soll.

## II.

Es ist hilfreich, daran zu erinnern, daß die Diaspora historisch entstanden ist, als eine gewisse Anzahl von Juden freiwillig im Exil blieben, obwohl sie die Erlaubnis hatten, aus der Verbannung zurückzukehren. Die große Ausdehnung des Judentums im Römischen Reich (vier bis sechs Millionen Juden lebten damals im Ausland) unterstrich diesen freiwilligen Charakter, besonders in Zeiten des Friedens und der wirtschaftlichen Entwicklung. Als religiöse Minorität, die den römischen Mächten unterstellt war, genossen die Juden eine Reihe von Rechten und Privilegien, die nur ein kaiserliches Edikt ändern konnte. Es handelte sich also um eine privilegierte Minderheit und nicht um eine unterdrückte Gruppe. Natürlich konnten die Juden – wie auch andere – nur dann öffentliche Funktionen ausüben, die notwendigerweise mit dem Kaiserkult verbunden waren, indem sie ihre Religion aufgaben.

Wo im Neuen Testament von Diaspora die Rede ist, bezieht man sich gewöhnlich auf die jüdische Diaspora. Für den Begriff Diaspora gibt es aber zwei griechische Ausdrücke, die etwas verschieden sind: „Diasperioma“ betrifft die Zerstreuung der Gemeinden; „diaskorpizo“ wird für die Zerstreuung der Saat zum Säen gebraucht. In der französischen Übersetzung dieser beiden Ausdrücke wird der Unterschied beibehalten, und mit der Diaspora ist diese kreative Zerstreuung zur Saat meist unterstrichen. Der

erste Ausdruck wird in Markus 14,27 und Matthäus 26,31 gebraucht und bezieht sich auf die Zerstreuung in der Flucht der Jünger, die das Ereignis der Kreuzigung nicht verstehen. Die Zerstreuung als Saat hingegen wird von der ersten Gemeinde Jerusalems gebraucht, die von der Hauptstadt in die ganze Welt zerstreut wird, um Frucht zu bringen (Apostelgeschichte 8,1 und 4,11 und 19). Wenn Jesus von der „kleinen Herde“ in Lukas 12,32 spricht, so will er aufmunternd sein. Im 1. Petrusbrief ist die Rede von der christlichen Gemeinde, die in einer fremden Gesellschaft leben muß, wie dies heute wiederum der Fall ist. Kürzlich hat Professor Daniel Marguerat aus Lausanne auf Lukas 10 hingewiesen, wo die Diaspora eigentlich die rechte christliche Gemeinschaftsform bezeichnet. Jesus sendet seine Jünger aus, zerstreut sie und gibt ihnen den missionarischen Auftrag, wie die Lämmer unter den Wölfen zu sein, allein und ohne die nötige materielle Unterstützung. Jesus zersprengt die primitive Einheit seines Jüngerkreises. Die 72 Jünger konnten ein gewisses Machtgefühl empfinden, wenn sie mit dem Meister zusammen waren. Es ist aber nicht mehr der Fall, da wo sie jeweils zu zweit ausgesandt wurden. Diese kleine Gruppen bekommen von Jesus einen klaren Auftrag: Zu verkündigen, daß das Reich Gottes nahe ist (Vers 9 und 11). Hier wird die Diaspora als eine Notwendigkeit und als eine theologische Realität beschrieben. Das Reich Gottes entspringt aus dem Predigen, Handeln und Leben dieser kleinen Gruppen. Die Zahl 72 drückt dabei die Universalität aus (1. Mose 10). Man bemerke ebenfalls, daß in dem Lukastext dieser Bericht sich an einem Wendepunkt des Amtes Jesu anknüpft: der Herr geht nach Jerusalem und sendet seine Jünger aus (Lukas 9,51).

Daniel Marguerat hat bei der in Grenoble abgehaltenen Tagung der Konferenz der protestantischen Kirchen der lateinischen Länder Europas (22.–25. Mai 1986) eine biblische Gruppenarbeit über diesen Text geleitet, um diesen Diaspora-Auftrag der 72 näher zu definieren. Drei Fragen haben sich aus der Diskussion herausgeschält:

a) Die Diaspora in Lukas 10 ist mit der Krankenheilung verbunden und hat als Funktion, Menschen, die Verluste an ihrer Humanität erlitten haben, davon zu befreien. Daher die Frage: In welcher befreienden Perspektive kann man die Existenz der Diaspora heute betrachten?

b) Die Diaspora ist charakterisiert durch Schwäche (keine Macht und kein Besitz). Die 72 sind keine missionarischen Spezialisten, hängen von denen ab, die sie empfangen, und dennoch tun sie Wunder. Die Diaspora an und für sich ist meistens arm und schwach und dennoch reich durch die Armut Christi (1. Kor. 8). Daher die Frage: Wie helfen wir Kirchen, ihre Diasporasituation auf sich zu nehmen in der Perspektive einer Ohnmacht und eines Nichtbesitzens?

c) Die 72 verlassen den Ort und das Haus, in dem sie mit dem Meister zusammen wohnten und gehen in die Stadt. Dies bedeutet, daß die Diaspora sich nicht in sich selbst einschließen darf, sondern für neue Möglichkeiten offen sein muß und Wege annehmen, die ihr geboten werden. Natürlich ist damit das Risiko verbunden, die Identität zu verlieren. Daher die Frage: Wie drückt die Diaspora ihre christliche, wirkliche Identität aus?

Man versteht, daß Hans Rudy Weber schreiben konnte: „... die Diasporasituation der Kirche in der Welt ist keine Ausnahmesituation. Im Gegenteil, in der Zeit zwischen Himmelfahrt und der Wiederkunft Christi ist sie eher die normale Situation für die Kirche in der Welt. So lebt also die Kirche in zwei Phasen ihrer Existenz und Diakonie, die dem Rhythmus einer erwachsenen Gemeinschaft entspricht: „Ecclesia und Diaspora, Zusammenführung und Aussendung, Stadt auf dem Berg und Salz der Erde ...“

2. Biblisch gesehen müßte die Diasporasituation bewußt als eine Chance und nicht als die auferlegte Folge einer Verminderung in Zahlen, Einfluß und menschlicher Macht angenommen werden. Um der heutigen Situation gerecht zu werden, müssen wir es uns abgewöhnen, die Vergangenheit zu bedauern und uns mit der heutigen nur abzufinden. Resignation ist keine Lösung und kein Ansporn für die heutigen Diasporaherausforderungen. Die biblische Diaspora enthält eine Dynamik, die neue Möglichkeiten für die Kirche im Jahr 2000 enthält. Alte Denkschemen müssen neuen Raum schaffen, auch wenn es schwer ist.

Man bedenke die Entwicklung in der DDR, wo man als einzige protestantische Kirche in der sozialistischen Gesellschaft bis jetzt noch von einer „Mehrheitskirche“ sprechen konnte. „Diese Kirche aber, wir wünschen sie uns stark und gewaltig, wenn auch nicht ganz so gewaltig wie in Polen, ist nun deutlich in eine Minderheitssituation geraten ... Im ganzen meine ich die Chance, daß die kleine Schar, die Minderheit, ein deutlicheres Zeichen ihres Glaubens geben kann, als eine Kirche, die immer nur darauf bedacht sein muß, die Zustimmung der Mehrheit zu erhalten. Die Chance ist da. Eine Minderheitskirche kann von der abendländischen Vermischung von christlichem Glaubens- und Mammonkult leichter Abstand nehmen als eine Mehrheitskirche“ (Albrecht Schönherr, Lutherische Weltinformation 26/86).

### III.

Die meisten Diasporasituationen in Europa können auf wirtschaftliche oder religiöse Motivierungen zurückgeführt werden. Es ist dennoch wichtig, ihren Ursprung genau in Betracht zu ziehen, um keine Fehlschlüsse für die heutige Situation zuzulassen. Zentraleuropa gleicht jahrhundertlang einem Mosaik von völkischen Gruppen, die in ein fremdes Land eingewandert sind

und sich willentlich in eine Diaspora gestellt haben oder durch historische Umstände es geworden sind. Diaspora heißt dann, ein enges Verhältnis mit dem Mutterland, mit der herkömmlichen Provinz oder der mitgebrachten Religion und Konfession, die verschieden ist von der der Majorität des Landes, zu bewahren. Diese Gruppen sind aufgenommen worden, es ist ihnen gegeben worden und sie können ihre volle Identität behalten. Sie können sich frei nach ihren Wünschen kulturell und religiös betätigen. Protestantische Diasporagruppen waren zwar lange in Gebieten mit katholischer oder orthodoxer Mehrheit isoliert, sie wurden aber nicht gestört. Allerdings sind sie manchmal sogar willkommene Verbündete gegen den gemeinsamen Feind aller Christen, den „Türken“ gewesen.

1. Mit dem Aufwachen des Nationalismus im 19. Jahrhundert ändert sich jedoch die Lage und das Verhältnis innerhalb dieses europäischen Mosaiks. Das Zusammenleben von verschiedenen ethnischen Gruppen wird schwieriger, weil sich eine gegenüber der anderen politisch zu behaupten versucht. Die Folgen des Ersten Weltkriegs mit dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns und die verschiedenen Verträge bezüglich Zentraleuropa und dem Balkan wirken noch zerstörender und schaffen neue Probleme für die Diaspora. (Man denke zum Beispiel an die ungarische Bevölkerung Transsilvaniens, die rumänisch wird.)

Der Zweite Weltkrieg schafft mit ungeheuren Völkerverschiebungen und Millionen von Flüchtlingen wiederum eine neue Situation. Vor dem Krieg hatte Stalin schon systematisch eine Reihe von Völkern in andere Regionen vertrieben oder vernichtet. Das Ribbentrop-Molotow-Abkommen von 1939 und die Heimkehr vieler „Volksdeutscher“ erleichtert die Situation derer kaum, die in dem alten Gastland blieben. Das Flüchtlingselend von 1944/45 bedeutet zumindest für die zentraleuropäische, traditionelle Diaspora ein gewisses Ende. Wenige jedoch waren in der Lage, einen neuen Begriff zu schmieden. Man denke zum Beispiel an einfache Bevölkerungswechsel wie in Hermannstadt/Sibiu, wo jahrhundertlang die Siebenbürger Sachsen die Mehrheit der Bevölkerung bildeten. Nach dem Zweiten Weltkrieg sind sie in der neuen urbanen, vergrößerten Stadt nur noch einer kleiner Prozentsatz. Wie sollen sie sich jetzt als Minderheit verhalten? Die durch den damaligen Bundeskanzler Helmut Schmidt getroffenen Absprachen haben die Schwierigkeiten nur noch vergrößert.

2. Um sich ein genaues Bild der protestantischen Diaspora zu machen, darf man sich natürlich nicht nur auf Zentraleuropa begrenzen. So ist die Situation der Hugenotten, die sich nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes 1685 in Preußen, Hessen, in den Niederlanden oder Großbritannien, aber auch in Nordamerika und Südamerika und Südafrika zerstreuten, ein besonderer Fall. Sie kamen nicht als geschlossene Gruppe und mußten

sich integrieren, weil sie sich keine Hilfe von der Mutterkirche oder vom Mutterland erhoffen konnten. Sie betrachteten sich kaum als eine Diaspora, da es bis zu den Toleranzgesetzen in Frankreich praktisch keine reformierte Kirche mehr gab. Zwar blieben sie eine zeitlang als Einwanderer im jeweiligen Land, manchmal kulturell wie auch religiös als abgesonderte Gruppe, obwohl ihre wirtschaftliche Integration sich rasch vollzog. Von einem Diasporaabewußtsein kann aber kaum die Rede sein, nachdem die zweite Generation erkannt hatte, daß sie nicht mehr in die Heimat zurückkehren konnte. Auch war die erste ja nicht freiwillig ausgewandert.

In Südamerika entstanden eine Reihe von protestantischen Einwanderungsgruppen von deutschen Lutheranern in Brasilien und Schweizer Reformierten in Uruguay und anderswo. Auch hier waren es oft wirtschaftliche Motivationen, die die Menschen in eine für sie fremde kulturelle und religiöse Umgebung brachten. Sie haben vieles an Wissen und Können mitgebracht und zur Entwicklung eines Landes wie Brasilien beigetragen, genau wie es heute noch die Japaner tun. Genügt dies, um den Begriff „Diaspora“ weiter zu gebrauchen? Man messe das Problem an der Lage der Evangelischen in Portugal, die das missionarische Element miteinschließt, das oft in den alten Diasporasituationen fehlt. Hier bilden einige Ausländer und Missionare die Minorität. Es fügen sich dann Einheimische dazu. Man vergleiche auch die verschiedenen Einwanderungen in den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Natürlich verhielten sich die Migranten zunächst wie Diasporaleute. Sie kamen als Deutsche, Skandinavier, Engländer oder Italiener, bildeten kleine Kolonien und versuchten ihr kulturelles und religiöses Erbe beizubehalten. Von der Heimat schickte man ihnen Missionare und Prediger, die das Evangelium lehrten. Nach einigen Generationen änderte sich aber die Situation völlig und der Integrationsprozeß fand statt. Vor dreißig Jahren gab es in den USA elf lutherische Kirchen, meist verschiedenen kulturellen Ursprungs. Eine einzige amerikanische lutherische Kirche ist noch nicht denkbar, da die Gründung der sogenannten „Missourikirche“ sich auf keine wirtschaftliche Auswanderung stützt, sondern auf den religiösen Protest gegen die preußische Union, die allerdings in das Jahr 1817 zurückgeht. In Brasilien ist der Integrationsprozeß lange an dem Widerstand gegen eine gewisse katholische Mentalität und Kultur gescheitert. Aber wie im Römischen Reich die jüdische Diaspora positiv auf die Mehrheit wirkte, so beeinflussen die nicht-katholischen Minderheiten in Südamerika die katholische Mehrheit. Mit der Entstehung eines israelischen Staates stehen heute viele Juden vor schwierigen Entscheidungen. Sollen sie sich am Aufbau dieses neuen Staates beteiligen oder als Diasporajuden weiterhin volle Bürger ihres Landes bleiben? Können sie beides?



#### IV.

An den aufgeführten Beispielen entdeckt man die Mannigfaltigkeit der Ausdrucksweise einer Diaspora in Europa und in der Welt. Versucht man sie in verschiedene Kategorien einzureihen, so spricht man zunächst von der klassischen Diaspora als einer geographischen Diaspora. Gewöhnlich handelt es sich hier um eine Zerstreuung kleiner protestantischer Minderheiten, die man in römisch-katholischer Umgebung gelegentlich sogar „Mikrominderheiten“ oder „atomisierte Minderheiten“ nennt. Heute spricht man aber auch von einer katholischen Diaspora italienischer oder spanischer Herkunft in traditionellen evangelischen Gebieten wie Schweden oder von griechisch-orthodoxen Minderheiten in der Bundesrepublik oder ebenfalls in Schweden.

1. Diese Diasporagruppen bestanden früher hauptsächlich aus Landbevölkerungen oder einigen konzentrierten Gruppen in Städten. Die industrielle Revolution hat die Situation stark verändert, indem sie neue Arbeitsplätze in den Städten schuf. Dadurch entstand einer neuer Typ von Diaspora in den neuen Vierteln, Vorstädten und neuen Städten, den man die „urbane Diaspora“ nennt. Die Zerstückelung der soziologischen und kulturellen Substanz, das neue Zusammenleben verschiedener menschlicher Gruppen in den großen Wohnblocks zwingt den einzelnen Christen jetzt, seine Identität selbst zu definieren und ungestützt, frei von der Gruppe zu leben. Es genügt nicht mehr, daß er anders redet, sich anders kleidet, anders betet als die Mehrheit, die ihn umgibt. Ein nicht aufzuhaltender Säkularisierungsprozeß umgibt ihn und bringt neue Herausforderungen mit sich, die er nicht ignorieren kann. In Westeuropa steigt seit dem Zweiten Weltkrieg die Zahl der Emigranten und Gastarbeiter. Sie sind von ihrer Heimat, manchmal auch von ihren Familien und sicherlich von ihrer Kultur getrennt. Heute werden viele dieser Emigranten nicht mehr als Arbeitskräfte gebraucht, und die Länder, die sie einst gerufen hatten, möchten sie wieder nach Hause schicken. Unter diesen vielen Menschen gibt es einige, die um ihre christliche Aufgabe im Gastland wissen. Sogar Muslims entdecken den Begriff einer dynamischen Diaspora.

Die traditionelle geographische Diaspora stellt neue Herausforderungen an ein klassisches kirchliches Modell, das sich bisher auf die Gruppierung der Gemeinde gestützt hat. Insofern sind die Erfahrungen und Deutungen der Diaspora heute von größter Wichtigkeit, weil sie nicht nur einige Ausnahmefälle betreffen, sondern für die zukünftigen Modelle unserer Kirchen entscheidend sind. Die Zerstreuung der Christenheit wird zu einer normalen Situation. Wir wissen aber nicht immer, wie wir die Strukturen in den Gemeinden und ihren kirchlichen Ämtern anpassen können. Die französische

Situation ist in dieser Hinsicht nicht uninteressant. In vielen Teilen des Landes ist die evangelische Bevölkerung zu einer schmalen Schicht geworden. Sie hat ihre soziale Stütze und ebenfalls ihre räumliche Einheit verloren. Dadurch vergrößert sich der Graben zwischen einer kleinen Kerngemeinde und den Gemeindegliedern am Rande, die mehr oder weniger passiv sind. Es entsteht die Gefahr, daß sich die kleine Gruppe in sich selber verschließt und der Versuchung der Sektenbildung nachgibt. Es stellt sich besonders die Frage der kirchlichen Ämter, die für eine solche Situation notwendig sind. Da wo es möglich ist, müssen neue Ämter, die von Laien ausgeübt werden, geschaffen werden; das Amt des Pfarrers ist neu zu definieren und die Ordination auf konkrete Aufgaben zu begrenzen. Interessant ist, daß die katholische Kirche mit ähnlichen Problemen konfrontiert ist, nicht nur wegen ihres Priestermangels. Sie erleidet den Säkularisierungsprozeß in derselben Weise wie wir. Kann uns die neue gemeinsame Situation zu einer Zusammenlegung einiger Ämter und zu einer gemeinsamen Überlegung der Probleme führen?

2. Professor Gérard Delteil von der reformierten Fakultät in Montpellier, der sich eingehend mit Diasporafragen befaßt hat, unterscheidet eine zweite Kategorie, die ideologische Diaspora. Sie ist die natürliche Folge der Säkularisierung unserer Gesellschaft und stellt uns Kirchen noch wichtigere Fragen als die geographische Diaspora. Für den modernen Menschen ist der Glaube an Gott keine Selbstverständlichkeit mehr. Er meint, die Kirche habe viel zu lange eine dominante Rolle gespielt. Wo sie sich heute politisch betätigt, nimmt sie oft einseitige Positionen ein und schafft eher Spaltung als Einheit. Sie sollte sich auf ihr eigentliches geistliches Gebiet begrenzen und sich eher am Rande der Gesellschaft als im Zentrum betätigen.

Man unterstreicht oft Spannungen und Spaltungen zwischen den beiden Teilen Europas, weil sie sich politisch und strategisch sichtbar äußern. Ideologisch aber triumphiert der Materialismus sowohl im Osten als im Westen, und ein genaues Hinhören auf die Bibel zeigt, wie ihre Botschaft in vielen Dingen den allgemeinen Überzeugungen entgegengesetzt ist. Die „ideologische Marginalisierung“ der Kirche ist normaler als man meint. Sie führt allgemein in eine neue Diasporasituation, die dem Kontext der ersten Christenheit ähnlich ist. Eine geographische Zerstreuung muß regional bewältigt werden und betrifft nur einen bestimmten, wenn auch wichtigen Sektor des kirchlichen Lebens. Hier entdeckt sich die Kirche in einer zersprengten Situation, grundsätzlich an den Rand der Gesellschaft geschoben und prinzipiell in Frage gestellt. Man ist also weit entfernt von einem volk kirchlichen Kontext, und die Diasporaprobleme müssen dementsprechend neu gesehen werden.

3. Pfarrer Jean Tartier, der leitende Geistliche in der Inspektion Montbéliard, spricht von einem dritten Typ von Diaspora. Er nennt ihn die theologische Diaspora. Es handelt sich um eine zunehmende Zerstreung und Zerstückelung der theologischen Ausdrucksweise und der Praxis des Glaubens. Die theologischen Sprachen sind zum Teil sehr verschieden, und es ist schwer, eine Kommunikation zwischen ihnen herzustellen. Hier stützt sich Tartier auf das Buch von Michel de Certau „Das zersprengte Christentum“. Es fällt tatsächlich auf, daß in den letzten Jahrzehnten die theologischen und religiösen Bewegungen sich sowohl vermehrt wie auch zersplittert haben. Man spricht von einer pluralistischen Gesellschaft, aber unter dem christlichen Volk und auch im Leben unserer Kirchen herrscht eine große Zerstreung des Glaubens und ein sehr verschiedenes Verhalten, das in Praktiken mündet, die manchmal weit entfernt voneinander sind, wenn nicht gar einander widersprechend.

In Frankreich sagt man, der Glaube schreibe sich und lebe heute im Plural. Ist dies nur eine Formsache und bleibt uns das Zentrals gemeinsam? Ist es nicht paradox, feststellen zu müssen, daß trotz aller Bemühungen innerhalb der ökumenischen Bewegung, trotz aller bilateralen und multilateralen theologischen Gespräche um eine größere christliche Einheit der christliche Glaube im modernen Zeitalter sich in einer immer größer werdenden Verschiedenheit ausdrückt. Man spricht ja auch von Einheitsmodellen, steht aber vor einem Rätsel, wenn es darum geht, heute unseren apostolischen Glauben gemeinsam zu bekennen. Das hängt zum Teil mit der neuen kontextualen Theologie zusammen. Die Theologie hat teilweise ihr Zentrum und ihre dogmatischen Verbindungen verloren, die, auch in Frankreich, vor vierzig Jahren den Erfolg von Karl Barth begründeten. Parallel zu den traditionellen Kirchen vermehren sich viele evangelikale Bewegungen und Kirchen und andere religiöse Bewegungen, die den neutralen Beobachter vor ein Puzzlerätsel stellen.

Es entstehen dann auch für die Diaspora interessante Fragen über das Verhältnis von Pluralität und Gemeinschaft: Inwieweit kann ein Bekenntnis zu demselben Herrn zu einer solchen Ausdruckspluralität führen? Wie kann eine Gemeinschaft aus verschiedenen Fäden gewebt werden, die ihr Verhältnis zum Evangelium so verschieden und zerstreut erfahren? Eine Diaspora-Überlegung kommt heute an dieser Frage nicht mehr vorbei. Um so weniger ist es einsichtig, daß die Kirche von der modernen Gesellschaft auf die Seite in eine unklare Späre geschoben worden ist und daß dieselbe Gesellschaft die Suche nach dem Sinn des Lebens verdrängt. Die dadurch entstandenen „Bangigkeiten“ und Ängste haben eigenartigerweise die Rückkehr von Propheten und Zaubern hervorgerufen! Professor Delteil meint, daß ein solche Lage und die damit verbundene allgemeine Diaspora eine ungeheure

Herausforderung bedeutet, nämlich die, eine messianische Diaspora neu zu entdecken. Wenn das nicht geschieht, werden wir zu einer Exil- oder Rückzugsdiaspora gezwungen. Die Kirche wird zu einem „Randsiedler“ gemacht. Eine Grauzone ist um sie entstanden, die leider immer weniger mit christlichem Inhalt gespeist wird (Albrecht Schönherr). Unser modernes, materialistisches, technologisches Zeitalter stützt sich auf keinen wirklichen Glauben mehr, auch nicht auf die Vision eines hilfreichen Fortschritts. Die jüdische, hellenistische und christliche Basis unserer Kultur wird kaum noch von der jungen Generation verstanden. Die biblischen Referenzen in Kunst und Literatur finden keinen Widerhall mehr, so daß der Christ sich in vieler Hinsicht völlig isoliert befindet und die Diaspora sein Normalzustand geworden ist.

## V.

In der Agrargesellschaft wußten sich die Menschen geborgen, und die Religion bildete einen natürlichen Teil des Lebens. Wir haben die Landwirtschaft aufgegeben und sind in die Stadt gezogen, haben dadurch unsere Wurzeln verloren und finden schwer neue. Im Westen wie im Osten muß die Kirche neue Formen des gemeinschaftlichen Lebens und Zeugnisses finden. Diese Formen beruhen nicht mehr notwendigerweise auf öffentlicher Anerkennung. Die Kritik, die man heute an der Kirche übt, kann hilfreich sein. Wir müssen überzeugend predigen und wirken und versuchen, unsere Diasporasituation kreativer und phantasievoller zu gestalten. Das bedeutet, daß eine Kirche, die sich auf das Jahr 2000 vorbereitet und diesen neuen Herausforderungen gerecht werden will, bereit sein muß, eine Reihe von herkömmlichen Methoden und Strukturen zu überprüfen, einen Mentalitätswechsel vorzunehmen, zu einer neuen Strategie und zu neuen pastoralen Prioritäten vorzustoßen. Es geht schließlich um den Auftrag der Kirche und ihre Mission. Hier liegen bestimmt auch neue Chancen.

Natürlich kann sich die Kirche heute in ihr Ghetto einschließen – aber kleine religiöse oder Volksgruppen, die früher wie Inseln in einem fremden Meer überleben konnten, werden im heutigen Kontext schnell lebensunfähig. Es geht schließlich darum, ob die Kirche in ihrer Diasporasituation ihr Missionsbewußtsein aufrecht erhalten kann. Gott hat uns anscheinend am Ende dieses zweiten Jahrtausends über die ganze Erde zerstreut, um seine Botschaft in einer Welt zu verkündigen, die kleiner geworden ist und in der die Menschen fast überall erreichbar sind. Wollen wir weiterhin Salz der Erde und Licht der Welt sein, dann kann – und das ist das Entscheidende – das Zentrum der Diaspora nicht mehr ein Ort, eine Sprache, eine Kultur oder eine Konfession sein, sondern es muß der lebendige Glaube sein. Eine

jüdische Diaspora war ohne ein Zentrum undenkbar. Dieses Zentrum war natürlich die Heilige Stadt Jerusalem. Die traditionellen geographischen Diasporagruppen der Vergangenheit lebten alle auch in Verbindung mit einem Zentrum, das heißt, sie hatten konkrete Referenzpunkte für ihr kulturelles und ihr Glaubensleben. Dies stimmt immer noch für die jüdische, aber immer weniger für die christliche Diaspora. Trotz der beschriebenen Pluralität führen die Herausforderungen der modernen Gesellschaft dazu, daß eine christliche Diaspora nur da lebensfähig ist, wo sie auf einem lebendigen Glauben ruht und von diesem aus wirkt. Ein solches Zentrum kann sehr verschieden beschrieben werden, muß aber vorhanden sein, sonst schrumpft die Gemeinschaft sehr rasch, weil die sozialen Stützen auf die Dauer nicht halten können. Man kann also sagen, daß die zukünftige Diaspora mehr denn je ein starkes, dynamisches Zentrum braucht, das nicht mehr außerhalb oder weit entfernt liegt, sondern am Ort selbst Wurzeln schlägt und Leben hervorruft.

In seinem Bericht an die Synode der Reformierten Kirche Frankreichs von 1986 stellt Pfarrer Jacques Steward zu dieser Frage fest, daß unsere Gemeindekirchenräte sehr schlecht vorbereitet sind auf diese neue Verantwortung, aus einer Gemeinde ein dynamisches Glaubenszentrum zu machen. In diesen Gremien wird verwaltet, sehr wenig theologisch und religiös gearbeitet, und es fehlt oft an Überlegungen über die Situation der einzelnen Gemeindeglieder. Dadurch bewirkt man oft einen gewissen institutionellen „Leerlauf“. Wir müssen neu lernen zu verstehen, was wir glauben, und versuchen, es für uns und die, die mit uns leben, zu formulieren. Auch müssen wir neu lernen, welche Perspektiven unser Glauben öffnet bezüglich der aktuellen Fragen, der Fatalitäten und Hoffnungen unserer Welt.

1. Die Tagung der „Konferenz der protestantischen Kirchen der lateinischen Länder Europas“ von 1986 hatte als Thema: „In Diaspora leben: vom sozialen Zwang zu einer evangelischen Dynamik“. Eine Reihe von Sonderthemen wurde behandelt, deren Auflistung interessant ist für das Verständnis dieser Minoritäten. Eine Arbeitsgruppe behandelte die Frage der Hausgemeinden an Hand von Erfahrungen in Italien und der Armut in den Abruzzen. Wie kann sich in einer solchen „atomisierten“ Situation mit nur wenigen Christen die Kirche bemerkbar machen, wenn nur wenige Gläubige da sind, die aktiv zeugen? Je kleiner die Schar, desto verschiedener die einzelnen aktiven Mitglieder! Diese Verschiedenheit bedeutet oft auch ein Hindernis. In einer solchen Situation müssen neue Ämter geschaffen werden, die jedoch die Universalkirche in der lokalen Situation widerspiegeln.

Ein weiteres Thema bezog sich auf neue Formen der Gemeinschaft. Die praktischen Überlegungen gründeten sich auf das Experiment der

Gospel-Gemeinschaft in Neuchâtel (Schweiz). Hier handelt es sich um eine Gemeinschaft, die keine „Pressure Group“ sein will, sondern ein Ort geistlicher Erneuerung und des Teilens. Diese Gemeinschaft hat keine Strukturen und will sich nicht institutionell entwickeln. Sie versucht, über die christliche Identität nachzudenken, indem sie sich selbst die Frage stellt, wie man heute in der Welt ein Christ sein kann, ohne von seiner Umgebung überfordert zu werden.

Eine andere Gruppe konzentrierte sich auf den diakonischen Dienst anhand einer Erfahrung aus Madrid, wo versucht wird, Menschen, die am Rand dieser Gesellschaft leben, zu rehabilitieren. Weiter wurde die Frage beweglicher, sogenannter Reiseämter behandelt, wie sie die reformierte Kirche Frankreichs ins Auge faßt. Es geht darum, zwei parallellaufende kirchliche Strategien zu entwickeln: die eine, traditionelle, aufgrund der Organisation einer Gemeinde um ihren Kirchturm; die andere in Richtung auf eine Bildung des Volkes Gottes und kleiner Mannschaften, die zerstreut und je nach Mitteln und Prioritäten eingesetzt werden.

Aufgrund der allgemein gewordenen Diasporasituation muß auch die Frage des Pfarramtes neu durchdacht werden. Oft besteht ein viel zu großer Unterschied zwischen der Botschaft der Kirche und der Realität der heutigen Welt. Pfarrern müßten mehr Gelegenheiten gegeben werden, sich auf verschiedenen Gebieten weiterzubilden; Laien müßte mehr Verantwortung anvertraut werden. Wie kann das allgemeine Priestertum in der heutigen Diasporasituation besser gelebt werden? Um diese Frage zu beantworten, muß man genauer feststellen, was für eine Kirche wir in der Zukunft benötigen: eine missionierende oder eine überlebende? Wollen wir uns wirklich an alle Menschen unserer Zeit wenden – oder hauptsächlich an die Christen, die wir in unseren Karteien haben?

## VI.

Versucht man die europäische Diasporadebatte in einem weltweiten Kontext zu sehen, entdeckt man zusätzliche Faktoren, die nicht unwichtig sind. Die „World Christian Encyclopedia“ von 1982 stellt fest, daß zu Beginn unseres Jahrhunderts 85 % aller Christen im Westen, d. h. in den industrialisierten Ländern wohnten, und 15 % anderswo. Heute sind es noch 36 % in der industrialisierten westlichen Welt und 64 % im Rest der Welt. Wenn der jetzige Trend weiter anhält, wird das Verhältnis am Ende dieses Jahrhunderts 29 % zu 71 % betragen. Soweit die Statistiken.

Wenn wir versuchten, dazu die geistliche Vitalität zu bewerten, wäre die Verschiebung noch bedeutender. Auf jeden Fall bedeutet das, daß die geographische und zahlenmäßige Verteilung der Weltreligionen, die christ-

liche mit einbegriffen, am Anfang dieses Jahrhunderts eine radikal andere war, als sie es an seinem Ende sein wird. Positiv würde ich dabei die Tatsache werten, daß in der heutigen Welt die Religion als ein immer wichtiger werdender Faktor im Leben erkannt wird und man nach Werten sucht, die über die materiellen Realitäten hinausgehen. Dies ist vielleicht auf dem europäischen Kontinent nicht so offensichtlich, wird aber dennoch von vielen bestätigt. Das Betrachten einer religiösen Weltkarte verdeutlicht also, daß das Christentum wirklich über den gesamten Globus zerstreut ist. Der Ausgangspunkt dieser großen Bewegung der Neuzeit lag hier in Europa, in großen, starken, motivierten Kirchen. Diese Kirchen durchlaufen heute den gleichen Zerstreungsprozeß und werden jetzt von jüngeren Kirchen aus der Dritten Welt zu Recht herausgefordert. Ich denke an die äthiopische evangelische Kirche Mekane Jesus und ihr Dokument „Zusammenhänge zwischen Verkündigung des Evangeliums und menschlicher Entwicklung“ von 1972. Darin wird deutlich unterstrichen, daß die physischen und geistlichen Bedürfnisse des Menschen immer zusammen gesehen werden müssen. In den früheren geographischen Diasporagruppen war diese Tatsache allgemein akzeptiert. Wie man aber heute gegenüber der aus der Säkularisierung der westlichen Welt entstandenen Diaspora diesem Problem gerecht wird, ist nicht so deutlich. Das äthiopische Dokument unterstreicht die Verflechtung zwischen der Welt und der kirchlichen Ökonomie. Beide sind durch ähnliche Systeme und Strukturen bestimmt. Die Kirche ist wirtschaftlich – wie die Welt – getrennt. Die Nord-Süd-Problematik ist ebensowenig gelöst wie die Ost-West-Frage. Es gibt reiche Kirchen und arme Kirchen, wie es reiche und arme Länder gibt, und die ökumenische Bewegung ist bei der Suche nach einer größeren Einheit auch auf diese Frage gestoßen. Hat sie mehr Fortschritte gemacht auf dem Gebiet der „Gerechtigkeit und Gleichheit“ als auf dem Gebiet der verschiedenen Einheitsmodelle? Die Debatte um den Ökumenischen Rat der Kirchen und seine Stellungnahmen läßt diese Frage noch offen. Vielleicht ist dies für uns in Europa ein Testfall. Wenn wir uns nicht einfach in unsere vier Wände zurückziehen und eine missionierende Kirche werden wollen, so müssen wir fähig sein, die Solidarität mit den Bedürftigen und Verfolgten zu leben. Zu diesem Schluß kamen auch die französischen Protestanten 1985, als sie der Aufhebung des Ediktes von Nantes gedachten. Von diesem schrecklichen Kapitel der französischen Geschichte können wir lernen, daß wir offener und mit mehr Verständnis all denen entgegentreten müssen; die sich in Schwierigkeiten und Nöten befinden. Man wird sich deshalb nicht wundern, daß das Thema der 1987 stattfindenden Generalversammlung des französischen Protestantismus „Überzeugung und Toleranz“ lautet. Wie verhalten sie sich zueinander? Ein Christ in der Diaspora, allein oder innerhalb seiner Gemeinschaft:

auf welchem Boden der Überzeugung muß er stehen, um tolerant zu sein und um seine Solidarität mit anderen zu beweisen? Man erinnere sich an die für viele überraschende Schlußfolgerung der Weltmissionstagung von Melbourne 1980, wo Evangelisation aufs engste mit Armut verbunden wurde. Die Kirche muß auf der Seite der Armen stehen, weil ihr Herr auf dieser Seite steht. Dies ist aber eine Botschaft voller Hoffnung für die, die sich schwach und verlassen fühlen. Das Leben in der Diaspora ist kein Rückstand, keine Strafe, sondern eine Sicherheit, Gottes Beistand zu haben.

Es geht schließlich darum zu wissen, ob wir bereit sind, neben den alten Konzepten geographischer Diaspora auch die neue ideologische und theologische Diaspora anzuerkennen, und gegenüber der tiefen gesellschaftlichen und religiösen Veränderung, die Gott in diesem Jahrhundert hervorgerufen hat, die entsprechenden neuen Aufgaben anzuerkennen und zu übernehmen.

Dies bedeutet, daß wir bereit sein müssen, mit der nötigen Hoffnung eine große Mentalitätsänderung vorzunehmen, damit die Diaspora neue kreative Kräfte auslösen und dynamisch werden kann. Daß man nicht einfach bei der Vergangenheit stehenbleiben kann, erkennen wir alle. Wie aber diese Entwicklung vor sich gehen soll, darüber streiten wir. Jesus sandte seine Jünger mit einem missionarischen Auftrag aus, weil das Reich Gottes kommt. In dieser Situation der Veränderung können wir nicht stehenbleiben. Die kleine Herde fürchtet sich nicht. Sie ist voller Hoffnung, denn Jesu Botschaft ist ein Wort des Trostes und der Verheißung.

Die Christenheit liegt in der Tiefe und ist ohne Ansehen in der Welt; darum sieht Gott sie an und hat seine Augen stets über ihr. Martin Luther